

# Die schöne Welt des Übergangs

Wie der Berliner Galerist Juerg Judin eine alte Tankstelle in einen Garten der Moderne verwandelt

Nachts, wenn es dunkel wird, kommen die Nuten. Wenn sie vor dem Haus an der lauten Bülowstraße stehen, direkt neben den Reisebussen aus Holland und aus Polen, dann sind sie jung und blass, dann sind sie noch Mädchen und machen es für Drogen und schauen den tiefer gelegten BMWs hinterher, die erst langsam heranrollen und dann meist mit einem Grollen Gas geben. Wenn sie um die Ecke in der stillen Frobenstraße stehen, wo sich die Autos mit den Kölner oder Potsdamer Kennzeichen unentschlossen vorbeischieben und ab und zu die Fenster heruntergelassen werden, dann rufen sie „Sex, Sex“ in die warme Sommernacht, dann sind sie nicht mehr ganz so jung und dafür stark geschminkt. Melissa heißen sie oder Jennifer und kommen aus Kroatien, zwei Männer in engen Lederröcken und auf hochhackigen Schuhen, und wenn man sie fragt, wie es hier ist, in Deutschland, haucht Melissa „schlimm“ und Jennifer fragt: „Willst du Sex?“ Dann schauen sie einen noch ein wenig an, mit diesem Blick, der lüstern sein soll, aber so traurig ist; sie schauen, als ob noch etwas wäre, bis sie sich umdrehen und an der Mauer entlang schlendern, die zu dem Haus gehört, das zu schweben beginnt: nachts, wenn die Lichter angehen. Und in der Luft hängt das helle Klacken ihrer Absätze.

Über die Mauer neigen sich die Äste einer mächtigen alten Kiefer, wie sie hier eigentlich nicht wachsen sollte. Das flache Dach daneben mit der roten Umrandung schiebt sich sanft ins nächtliche Schwarz, getragen von ein paar dünnen Betonstelzen und vom Licht, das aus dem Glasbau kommt, der einmal das Kassengebäude einer Tankstelle war. Dahinter schimmert ein langer, fast fensterloser Riegel, der aus grünem Leuchten zu bestehen scheint und nicht aus Mauern.

Was ist das alles hier? Wer denkt sich so ein Haus aus, eine Tankstelle aus den fünfziger Jahren und ein futuristischer Neubau daneben und ein japanischer Garten drum herum? Hier, wo es die Nuten gibt und die Autos und die Ein-Euro-Shops und die Wettbüros? Hier, wo dieses geheimnisvolle Gebäude aussieht, als habe es jemand auf dem Weg an die amerikanische Westküste aus Versehen fallen lassen – und das natürlich gerade dadurch ein ästhetischer Triumph ist und eine wohlverdiente Provokation, die all das in Frage stellt, was in dieser Stadt sonst gerade so an feigem Mittelmaß gebaut und auch gedacht wird?

Klar ist auf jeden Fall: Hier hat jemand Stil, Vision, Mut. Und: Noch nie sah Berlin so sehr aus wie Los Angeles.

„Stört Sie das nicht manchmal, Herr Judin, die Nuten, die ganze Nacht?“

Die Hochbahn über der Bülowstraße zerschneidet die Nacht mit einem Kreischen. „Am Anfang schon ein wenig. Aber dann habe ich in einem Antiquariat ein Buch gefunden, das beschreibt, wie seit 1860 in dieser Gegend die Prostitution und das Glücksspiel florierten – weil die Bülowstraße, die ja im Grunde die Verlängerung des Kurfürstendamms ist, hier einen Knick macht. Deshalb fielen die Immobilienpreise, deshalb kamen die Nuten. Mich hat das irgendwie versöhnt. Die waren zuerst da, dachte ich. Jetzt leben wir eben miteinander hier. Nur manchmal gehe ich raus, wenn sie sich morgens um vier allzu laut streiten.“

Juerg Judin ist ein ruhiger, freundlicher Mensch, was vielleicht auch daran liegt, dass er Schweizer ist; er ist auch ein entschiedener, ehrgeiziger Mensch und ein erfolgreicher Galerist, aber das kriegt man nicht so mit, wenn er einen in sein Haus, in seinen Garten einlädt und den Sekt aus der Küche holt und selbst ein wenig fremd wirkt in diesem Wunder von einem Haus.

Die Fenster des Kassenhauses schimmern wie Bernstein, hier ist jetzt das Esszimmer, in dem eine modernistische Lichtskulptur prangt; die roten Tore der Werkstatt stehen meterweit offen, hier ist jetzt die Küche und wo einmal die Hebebühne war, thront nun ein Monstrum von einem Herd; in die vibrierende Fassade des Neubaus sind Fenster geschnitten,



Ein wenig Kalifornien in Berlin: Juerg Judins Tankstelle

Annette Kisling, Berlin

die aus dem Interieur schöne Stilleben machen. Alles ist streng und sinnlich hier, alles wirkt wie eine unausgesprochene Frage danach, was Wohnen sein kann, was ein Garten ist, wie wir leben wollen, in der Stadt, in Berlin.

Es ist kurz vor eins, die Nacht ist warm und Judin füllt Eis in die Gläser. Er hat einen Tisch in den hinteren Teil des Gartens gestellt, in einen engen Winkel zwischen Haus und Mauer. Guido Hager ist noch vorbei gekommen, der Schweizer Gartenarchitekt, der für ihn diesen Garten geschaffen hat, der dem Haus erst den Raum gibt, um zu schweben.

## Kiefer, Bambus, japanische Kirsche

„Das ist mein Lieblingsplatz“, sagt Judin und schüttet das Eis aus den Gläsern und den Sekt hinein. Neben dem Tisch steht eine Kiefer, 50 Jahre alt, wie Judin sagt, sie wächst aus einem Loch im Kiesboden und matt und rötlich strahlt der Baumstamm. Hinter der Kiefer wächst das Hotel Aldea in den Nachthimmel, hier wohnen die Touristen, die manchmal außen an der Mauer entlang gehen und das alte Tankstellendach sehen und die Bäume und die sich dann in Russisch darüber unterhalten, was das für ein Haus ist, und die den Kopf schütteln, weil sie es nicht begreifen, was das hier soll: dieses postindustrielle Industriedenkmal, dieses optische Fanal, diese Privatvilla, die so in die Stadt hinein strahlt, gerade hier, im rauen, vergessenen Teil von Schöneberg.

Guido Hager schaut sich um. Er ist ein wenig älter und ein wenig schlanker als Judin, der 45 ist und von dem eine Leichtigkeit ausgeht, die erfolgreiche Menschen manchmal mitbringen – eine

Selbstverständlichkeit, die sich aus dem Eindruck ergibt, hier sei jemand, der dem Leben eine Schönheit abtrotzt und eine Ordnung und einen Sinn, der mit diesem Haus zu tun hat.

„Wie ich sehe, gießt du regelmäßig“, sagt Hager zufrieden. „Jeden Tag, mindestens eine Stunde“, sagt Judin.

Es gibt kein Gras in diesem Garten, nur den grauen, harten Kies, aus dem die Pflanzen direkt heraus wachsen. Der Bambus entlang der Mauer steht mittlerweile drei Meter hoch, die japanische Kirsche hat im Sommer das erste Mal geblüht, die sieben Kiefern, die mit Tiefländern durch die Republik gefahren wurden, stehen seit dem Frühjahr hier, als Haus und Garten fertig wurden; und eine der Kiefern, die besonders dünn und hoch ist, steht direkt vor dem Tor, am Bürgersteig, wie eine Hand, die das Haus ausstreckt, zum Viertel drum herum.

„Die drei Freunde im Winter“, so nennt Judin dieses befremdliche Trio, Kiefer, Bambus, japanische Kirsche, das dem brandenburgischen Steppenklima trotzen soll – so wie dieser Garten überhaupt in einem freundlichen Konkurrenzverhältnis zu so manchem steht, was man sich in dieser Stadt mit ihren uniformierten Lindenparaden, ihrem gerade wieder mit einem neuen Erläss propagierten Fassadenfetischismus, mit ihrer Gegenwartsfeindlichkeit so unter schön vorstellt. Die paar Lilien, der Rittersporn, der Fiedermohn, die weiß blühenden Malven, der Fingerhut, zusammen mit dem Wasser, das dem Gurgeln der Großstadt dieses sanfte Plätschern entgegengesetzt: All das hat eine für Berlin so seltene Eleganz, eine Luftigkeit und vor allem eine Modernität, die aus dem Verständnis erwächst, dass wir in einer Zeit des Übergangs leben und dass dieser Übergang eben inszeniert werden kann und muss.

Der Epochenbruch also als ästhetische Chance, als kultureller Reichtum. Die Tankstelle von Juerg Judin, die so lange Jahre leer stand, weil Shell sie abreißen wollte und jemanden suchte, der auf dem Grundstück ein sechs- oder siebenstöckiges Wohnhaus baut; die von einem Bretterzaun umgeben war, über den die Nuten ihre Kondome warfen; die Judin seit zehn Jahren kannte, weil er so oft daran vorbei geradelt war; die schon mal ein Kulturclub für Kurden werden sollte, eine schicke Austerbar, ein Blumenladen, ein Kindergarten, ein Fahrradcenter, bis Judin kam und sich mit Shell und den Berliner Behörden in vielen Sitzungen einigte – diese Tankstelle ist eben nicht nur das Denkmal einer benzinhörigen, automobilen Zeit, es ist nicht nur eine der letzten Tankstellen aus den fünfziger Jahren in Berlin, weil die Denkmalbehörde mal wieder versagt hat: Dieses Haus, wie es heute hier steht, ist eine Metapher für die Umwandlung von technischer Industrie in kreative Industrie. Von Maschine in Geist. Das ist das Kapital unserer Epoche, und der Kunstboom stellt in dieser Sicht vielleicht doch mehr dar als nur eine besonders lukrative Anlageform – in der Kunst bündelt sich die kollektive Sehnsucht nach so etwas wie Formbewusstsein, Zeitgefühl und eben Kreativität als neuer Zivilreligion. Und der Galerist erhält in dieser Version eine neue Funktion: Er ist zwar immer noch Kaufmann, vor allem aber ist er eine Art Gatekeeper, ein Türsteher der neuen globalen Kultureliten. Auch Juerg Judins Tankstellen-Projekt entstand ursprünglich aus diesem Gedanken heraus, dass Galerien heute mehr sein müssen als ein Schaufenster für Kunst.

Judin, der als Jurastudent mit 21 in einem Sex-Kino in Zürich ein Avantgarde-Kino eröffnete, der einen eigenen Filmverleih gründete und 1986 nach Lon-

don ging, um dort einen Videovertrieb für Kunstfilme zu betreiben, der 1992 das erste Multiplex in der Schweiz baute und kurz vor seinem 40. Geburtstag aus dem Filmgeschäft ausstieg und in Zürich seine erste eigene Galerie eröffnete – dieser Juerg Judin kam Ende 2005 mit genau diesem Auftrag für die international operierende Galerie Haunch of Venison nach Berlin: Einen anderen, besonderen Ausstellungsort zu suchen. Er fand eine riesige Lagerhalle in der Heidestraße, hinter dem Hamburger Bahnhof, wo mittlerweile ein eigenes kleines Quartier mit 20 Galerien entstanden ist, rund um die Filiale der Londoner Galerie Haunch of Venison, die Großinstallationen zeigt wie die von Richard Long, nicht als Verkaufsschau, sondern als Prestigeprojekt.

„Städte haben diese Aura“, sagt Juerg Judin. „Paris hatte es, London hatte es, New York hatte es. Jetzt hat es Berlin, es ist ein wenig wie SoHo in den siebziger Jahren. Alle Künstler wollen in Berlin ausstellen – denn Künstlern ist vor allem wichtig, was andere Künstler denken. Sie wollen dorthin, wo andere Künstler sind. Und die sind eben in Berlin. Wegen der niedrigen Mieten und dem vielen

## Beratungsraum für Kunstsammler

Platz. Eine Galerie in Berlin zu haben, bietet also vor allem die Möglichkeit, Künstler an sich zu binden. Und das ist im Grunde die große Kunst des Galeristen: Gar nicht unbedingt der Absatz, wir sind eh in einem Sellers Market, es gibt mehr hochkarätige Sammler als hochkarätige Werke. Nein, ein guter Galerist muss vor allem gute Künstler finden und halten.“

Als Teil dieses Plans wollte Judin zusätzlich zu dem Ausstellungsraum eine Art Künstler-Residenz errichten – in der ehemaligen Tankstelle in der Bülowstraße. Er beauftragte das junge Architekten-Team „bfs d – bröer flachsbarth schultz“ gemeinsam mit dem Architekten Thomas Brakel mit dem Um- und Neubau – aber je länger die Arbeiten dauerten, „desto schicker“, sagt Judin heute mit einem Lachen, „wurde das Projekt“. Und als Haunch of Venison schließlich Anfang 2007 etwas überraschend vom Auktionshaus Christie's gekauft wurde, war für Judin die Entscheidung einfach: Er würde das Haus selbst nutzen; und er würde in der Heidestraße eine eigene Galerie eröffnen, mit seinem alten Freund zusammen, dem New Yorker Galeristen David Nolan.

Vom 5. September an wird er also bei Nolan Judin Berlin in dem roten Backsteinbau mit den fünf Meter hohen Decken sein Programm zeigen. Es beginnt mit dem verstorbenen englischen Konzeptkünstler Ian Hamilton Finley, dann folgen der rumänische Maler-Jungstar Adrian Ghenie und der Schweizer Vielseiter Uwe Wittwer, für kommenden März ist „The American Years“ von George Grosz geplant. Eng zusammenarbeiten wird Judin mit dem Münchner Galeristen Fred Jahn, ein alter Freund, den die Liebe für Papierarbeiten mit Judin und Nolan verbindet. Parallel zu den Ausstellungen in der Heidestraße wird zusätzlich der große obere Raum des Neubaus in der Bülowstraße genutzt, die „Souvenirs“ von Ian Hamilton Finley werden hier erstmals gezeigt, Ende des Jahres dann Arbeiten der koreanischen Keramikünstlerin Young-Jae Lee, die vorher noch in der Münchner Pinakothek der Moderne zu sehen sein wird. Die Tankstelle wird der Ort sein, wo Judin Sammlern etwas exklusivere Beratung bieten wird.

Das ist der Plan. Judin lehnt sich zurück, verschränkt die Arme hinter dem Kopf und schaut an der Kiefer entlang in den Nachthimmel. Warum wirkt Berlin nicht immer so groß, so international? Er schenkt noch etwas Sekt ein. Es ist, als ob man Frank Sinatra von weit weg lachen hörte, den Paten des beschwipsten Modernismus. GEORG DIEZ